

lichte Blume von fremdartiger, beinahe mädchenhafter Schönheit mitten unter dunklen, knorrigten Wittertannen. Als Knabe von drei Jahren folgt er auf seinen früh verstorbenen Vater Otto II., zunächst unter der Regentschaft seiner Großmutter Adelheid, seiner Mutter Theophanu, der Byzantinerin, und der Würdenträger des Reiches. Mit 14 Jahren übernimmt er selber das Steuer, unternimmt mit 16 Jahren seinen ersten Italienzug, führt Krieg und ordnet verworrene politische Verhältnisse in Italien, Frankreich und Deutschland; auf seinem zweiten Römerzug stirbt er, 22jährig, vor den Toren der Ewigen Stadt (1002). Was uns heute wohl am meisten erregt, ist die Tatsache, daß dieser Jüngling bei allem Überschwang seiner Ziele eine ausgeprägte Vorstellung von der Renovatio Imperii, der Erneuerung des alten Römischen Reiches als Macht- und Geistesinheit für die Welt und von einer unerhörten kühnen Zusammenordnung von Sacerdotium und Imperium besaß und sie durchzusetzen begann. Otto ist der Renaissance in ihren besten Anliegen um ein halbes Jahrtausend vorausgeeilt.

Henry Brath, der geschätzte Verfasser der Kaiserinnen-Viten von Galla Placidia, Konstanze und Theophanu, ist wie selten einer in der geschichtlichen Welt der Ottonen und des nach Westen ausstrahlenden Byzantinertums heimisch. So bietet sein Werk über Otto eine Fülle vertiefter, überraschender Einsichten. Doch darf man an das Buch nicht in der Erwartung herantreten, einen nüchternen geschichtlichen Bericht zu finden; es ist vielmehr das Kunstwerk eines Dichters, der wohl auf einem ausgedehnten Wissen baut, aber als Künstler baut. Der Geschichtskenner wird manchen Baustein oder Pfeiler an einer Stelle vorfinden, wo er ihn innerhalb der geschichtlichen Konstruktion kaum erwartet hätte, wenn er ihn in der neuen Interpretation überhaupt wiedererkennt. Die Lesung ist nicht immer erholend, einmal weil sie hohe Denkanforderungen stellt, vieles nur andeutet, was dem Durchschnittsleser gar nicht ohne weiteres gegenwärtig ist, nicht selten lateinische, französische oder griechische Einschübe bringt, vor allem aber weil das ganze Buch in der Form der direkten Rede des Verfassers an den jungen Kaiser geschrieben ist. So neuartig und reizvoll dies auf den ersten Seiten ist, so lastend, ja manchmal verwirrend legt es sich allmählich über die sonst so hochstehende Dichtung.

Ivo A. Zeiger S.J.

*Die Reformation als Epoche der deutschen Geschichte.* Von Paul Joachimsen. In vollständiger Fassung erstmals aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Schottenloher. (312 S.) München 1951, Chr. Kaiser. Brosch. DM 12.80, Gln. DM 15.80.

Was hier geboten wird, ist keine billige Kritik an den Zuständen der alten Kirche, keine ebenso billige Erhebung der Reformation. Der Verfasser macht es sich im Aufsuchen und Aufzeigen der Zeitproblematik nicht bequem. Man kann wohl sagen, daß ihm daran liegt, „bei evangelischer Grundsteinlegung“ sich zu einem „überkonfessionellen Standpunkt jenseits aller Parteileidenschaft“ zu erheben.

Den Gegensatz der jungen Reformation zur alten Kirche zeichnet er zunächst ablehnend an Ranke. Er ist dreifach: der „zwischen Werken und Glauben“, der „zwischen einer verfaßten Anstaltskirche und dem geheimnisvollen Dasein einer seelischen Gemeinschaft, die nicht äußerlich erscheint...“, und der grundlegende und entscheidende, „zwischen Menschenlehre und Gotteswort“ (XXIII). Ob sich aber Joachimsen klar darüber ist, daß es sich hier zunächst um einen propagandistischen Gegensatz, einen lärmenden Kampf handelt? Die wirklichen dogmatischen Gegensätze sind nüchterner, für Massenschlagworte freilich ungeeignet. Sie liegen in der verschiedenen Auffassung über göttliche Gnade und menschliche Mitwirkung, über die Kirche als einer von Christus gestifteten Heilsanstalt im Dienste der Menschen und darüber, ob Gottes Wort sich nur in den geschriebenen Texten oder auch in der zunächst mündlichen Weitergabe der Jünger Christi (Traditio) vererbt habe.

Wie Luther scheint auch Joachimsen den Abstand von Gott und Welt, Natur und Übernatur über Gebühr zu vergrößern (31). So sagt er über die nominalistische Opposition gegen Thomas von Aquin: „Sie erhebt Gott und die Heilswahrheiten wieder über alle Vernunft und gibt damit dem Reich des Kreatürlichen, wenn auch wider Willen, seine Selbständigkeit zurück“ (5). Ebenso verfehlt ist sein Bild der katholischen Heiligkeit (29). Vom deutschen Beitrag zur „großen geistigen Bewegung des Mittelalters“ gerade auch in der „systematischen Bewältigung weltanschaulicher Probleme“ scheint er nichts zu halten. In Wirklichkeit gehört Albert der Große zu den Meistern mittelalterlichen Denkens. Der deutsche Geist erscheint nicht erst in den Mystikern Eckart, Tauler und Seuse (die der Verfasser übrigens nicht richtig einschätzt).

Die eigentliche Bedeutung des Werkes liegt auf dem Gebiet der Kultur- und politischen Geschichte. Die Art, wie er hier die großen Gegenspieler Karl V. und Luther sieht und darstellt, ist voll gewaltiger, dramatischer Visionen. Es entgeht ihm nicht, daß ihr unversöhnlicher Gegensatz sich für das deutsche Volk tragisch und schicksalsschwer ausgewirkt hat. Am Ende dieses nie völlig zum Austrag gekommenen Kampfes ist das Deutsche Reich aus seiner Weltmachtrolle ausgeschieden und verfällt immer

größerer Ohnmacht. Es ist religiös gespalten, geistig zerrissen, politisch immer mehr der selbstüchtigen Kirchentumspolitik der Territorialfürsten ausgeliefert — und so trieb es dann der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges entgegen. G. F. Klenk S.J.

*Die große Revolution in England.* Anatomie eines Umsturzes. Von Michael Freund. (592 S.) Hamburg 1951. Claassen-Verlag. Gln. DM 19.80.

In der geschichtlichen Betrachtung des 17. Jahrhunderts bleibt unser Blick gewöhnlich auf der Selbsterfleischung Deutschlands und Europas im Dreißigjährigen Krieg haften; die nicht minder bedeutungsvolle Umwälzung in England unter Karl I. (1625 bis 1649) wird deshalb weniger beachtet. In diesem gut ausgestatteten Band greift der Verfasser die verhältnismäßig kurze Zeitspanne von der „Machtübernahme“ durch das englische Parlament bis zur Flucht des Königs aus London heraus (1639/42). Er hat sich diese Beschränkung auferlegt, weil er nicht nur äußere Ereignisse, sondern das innere Werden und Sichentfalten einer solchen Umwälzung schildern wollte; er selbst bezeichnet sein Vorhaben als „Anatomie eines Umsturzes“. Das Buch ist ein Meisterwerk geschichtlicher Erkenntnisse, politischer Abwägung und Durchleuchtung, taktischer Beurteilung und Darstellung. Ein solches Geschichtswerk zu lesen, ist ein Genuß; es zu studieren, kann eine hohe Schule politischer Führung — oder Verführung werden. Der katholische Leser begrüßt die Korrekturen, die ohne Polemik, aus nüchterner Tatsachenerkenntnis, an dem herkömmlichen katolikenfeindlichen Zeitbild vorgenommen werden. Vom konfessionell-polemischen Standpunkt aus mag es eine gewisse Genugtuung bereiten, daß die Grausamkeit bei der Liquidierung der Katholiken Englands und Irlands die vielgeschmähte Inquisition weit hinter sich ließ, rein menschlich gesehen ist die Tatsache nur um so erschütternder.

Ivo A. Zeiger S.J.

*Böhmische Tragödie.* Das Schicksal Mitteleuropas im Lichte der tschechischen Frage. Von Hermann Münch. (803 S.) Braunschweig 1950, Georg Westermann. Brosch. DM 32.50, Gln. DM 36.—.

Das Werk ist eine umfangreiche Darstellung der böhmischen Geschichte vom Hochmittelalter bis zum Ausbruch des ersten Weltkriegs. Innerhalb dieser Geschichte bildet das Ringen zwischen Tschechen und Deutschen und damit die Stellung Böhmens im Rahmen der österreichisch-ungarischen Monarchie den Kernpunkt, wobei die ideologische Entwicklung der tschechischen Politik die ausführlichste Darlegung erfährt. Von verschiedenen Gesichtspunkten aus muß

das Erscheinen dieses Werkes begrüßt werden. Vor allem gibt es dem Leser in Deutschland Gelegenheit und Möglichkeit, sich ohne mühsames Zusammensuchen von Quellen und Einzelwerken mit der Geschichte nicht nur Böhmens, sondern auch Österreichs zu befassen und dadurch die übliche, völlig verschobene Betrachtung und Beurteilung Alt-Österreichs einigermaßen einzurenken. Münchs Absicht, durch sein Werk zu einer Annäherung oder sogar Aussöhnung zwischen Deutschen und Tschechen beizutragen, ist hoch einzuschätzen. Er schreibt für den deutschen Leser, und sein Weg, diesen über die Geschichte und die Bestrebungen der Tschechen aufzuklären, ist im Prinzip gewiß richtig. Daß freilich, wie Münch meint, auch heute noch die „deutsch-tschechische Frage“ als „eine der wichtigsten für die Zukunft Europas“ anzusehen sei, daß die böhmische Frage auch heute noch oder in Zukunft das Kernproblem Mitteleuropas ausmache, darüber kann man auch anderer Meinung sein. Aber Münch hat sein Buch in den Jahren 1939/40 geschrieben — und hat es zehn Jahre später (was ist in diesen zehn Jahren alles anders geworden!) ohne wesentliche Änderungen veröffentlicht.

Hermann Münch, der im März 1951 verstorben ist, war nicht Historiker, sondern Jurist und Wirtschaftler; er war nicht Altösterreicher, sondern Reichsdeutscher. Auf seinen Reisen hat er Böhmen und die Tschechen kennengelernt; das Buch hat er seinen tschechischen Freunden gewidmet. Aus diesen Tatsachen erklären sich die Grenzen, die er nicht überschreiten kann. Es erklärt sich daraus, daß er mit seiner Sympathie auf Seiten der Tschechen steht, was an sich kein Vorwurf ist. Daraus erklärt sich, daß er, was auch dem Kenner schon nicht leicht fällt, den Wert der Quellen, aus denen er schöpft, und jener, die er beiseite läßt, nicht objektiv abzuwägen vermag; dabei ist sein Quellenstudium bewundernswert umfangreich. Zweifellos ist die ganze Materie ungemein spröde, und daß Münch mit bestem Willen und großem geistigem Schwung an all die Schwierigkeiten herangeht, ist an sich schon aller Anerkennung wert. Wer aber nicht von Jugend auf in dieser geistigen Atmosphäre gelebt hat, strauchelt immer wieder — ohne Schuld. Die völlige Verständnislosigkeit nach beiden Seiten hin haben die Jahre 1939 bis 1945 im „Protektorat“ gezeigt.

Tschechischen Widerspruchsgestalt und sudetendeutsche „Raunerei“ sieht der Verfasser in enger Verbindung. Was ist der Kern? Die Tschechen sahen sich von Wien, die Deutschen von Prag (auch schon im alten Österreich) unterdrückt. Die Fordernden griffen immer über das hinaus, was diejenigen, in deren Hand die Macht lag, geben wollten. Hier spürt man, daß eine Behandlung nur bis 1914 ein Torso bleiben muß. Wiederholt sich nicht das Schicksal Öster-